



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knapp, Theodor: Die schwachen Seiten von Kriegsbündnissen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die schwachen Seiten von Kriegsbündnissen

Von Theodor Knapp



So mißlich es im allgemeinen ist, voraussagen zu wollen, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, so kann man doch mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten: wenn Deutschland im Laufe der nächsten Jahre in einen Krieg verwickelt werden sollte, so wird dies nicht ein Zweikampf zwischen zwei einzelnen Völkern sein, sondern es werden sich zwei Gruppen von Mächten gegenüberstehen. Dafür bürgt auf der einen Seite das mitteleuropäische Bündnis zwischen Deutschland, Osterreich und Italien, auf der andern die Annäherung, die sich seit dem Jahre 1875 zwischen Frankreich und Rußland vollzieht.

Für einen Krieg verbündeter Mächte gegen einen gemeinsamen Feind ist am Ende des vorigen Jahrhunderts der Name Koalitionskrieg aufgebracht worden. Das Wort Koalition ist abgeleitet von dem lateinischen *coalescere* (zusammenwachsen), sollte also eigentlich eine besonders innige Verbindung bezeichnen; es wird aber jetzt in abgeschwächter Bedeutung für eine Vereinigung überhaupt gebraucht. Eben deshalb, weil das Wort so viel verspricht und doch am Ende so wenig hält, ist es bei seinem ersten Aufkommen von manchen, z. B. von dem feinsinnigen Sprachmeister Herder, verspottet und zurückgewiesen worden. Trotzdem hat es in unsrer Sprache Bürgerrecht erlangt und ist bis jetzt jedenfalls durch kein andres zu ersetzen.

Koalitionskriege waren nicht nur die Kämpfe der europäischen Mächte mit dem königlichen, dem republikanischen und dem kaiserlichen Frankreich zwischen 1792 und 1815, sondern auch die Kriege der Jahre 1672 bis 1714 gegen Ludwig XIV., sodann, um weniger bedeutende beiseite zu lassen, der österreichische Erbfolgekrieg von 1740—1748 und der siebenjährige Krieg von 1756—1763. Diese Koalitionskriege haben sich zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedenartigsten Bedingungen abgespielt. Gleichwohl bemerken wir gewisse gemeinsame Züge, deren regelmäßige Wiederkehr den Gedanken nahe legt, daß wir es mit wesentlichen Merkmalen des Koalitionskrieges überhaupt zu thun haben.

Wir beginnen mit dem ersten, was bei einem Kriege not thut, mit der Feststellung des Kriegsplanes. Es ist selbstverständlich nicht möglich, den

ganzen Verlauf eines Krieges voraus zu bestimmen; das würde die Kräfte des genialsten Schlachtenlenkers, des trefflichsten Generalstabs weit übersteigen; denn der den Kriegsplan entwirft, hat ja sich gegenüber nicht maschinengleich wirkende, berechenbare Kräfte, sondern freie Persönlichkeiten, die ihm jeden Augenblick einen Strich durch die Rechnung machen können. Aber das ist doch notwendig, daß man schon vor dem Ausbruche des Krieges sicher weiß, in welcher Weise man ihn führen will, ob als Angriffs- oder als Verteidigungskrieg, wo die Heere versammelt werden, und welches die ersten Angriffspunkte sein sollen. Es liegt auf der Hand, wie unentbehrlich dabei ein einheitlicher Wille, eine feste Leitung ist, wie verhängnisvoll eine Abweichung von der vorgezeichneten Linie. Ebenso klar ist es auf der andern Seite, daß die Schwierigkeit der Feststellung, die Gefahr der Abweichung mit der Zahl der selbständigen Teilnehmer wächst, daß für einen einheitlichen Kriegsplan und seine folgerichtige Durchführung der Koalitionskrieg kein günstiger Boden ist. Zwei Beispiele mögen bestätigen, was sich schon aus der Natur der Dinge schließen läßt.

Es war im Jahre 1809. Man stand vor einem neuen Kriege, dem fünften Völkerkampfe seit zwanzig Jahren: Oesterreich und England gegen Napoleon. Preußen lag am Boden; unter den Schlägen von Sena und Auerstädt war der Staat Friedrichs des Großen zusammengebrochen. Drei Viertel Deutschlands gehörten dem Rheinbund an und mußten jedem Winke des fremden Gewaltherrschers gehorchen. Aber unter den Augen der französischen Heere, unter der Aufsicht der geheimen Polizei, deren Horcher und Späher sich in jede Gesellschaft, in jede Familie einschlichen, war es der unermüdlischen Thätigkeit aufopfernder Vaterlandsfreunde, eines Freiherrn vom Stein, eines Wincke, eines Justus Gruner gelungen, über das ganze nordwestliche Deutschland ein Netz von Einverständnissen auszubreiten, das sich in dem Augenblicke der Entscheidung über dem ahnungslosen Feinde zusammenziehen sollte wie Aytämnestras Gewand über dem Haupte Agamemnons. Die französischen Besatzungen sollten überfallen, die Beamten der fremden Regierung festgenommen, ihre Kassen mit Beschlag belegt, ihre Kuriere aufgefangen, ihre Wagenzüge abgeschnitten werden. Das Zeichen für den Losbruch sollte die Landung eines englischen Heeres sein. Denn das war von den ruhigen Deutschen nicht zu erwarten, daß sie ohne einen kräftigen Anstoß von außen sich zum Aufstand entschlossen und gleich den heißblütigen Spaniern durch einen kleinen Krieg auf eigne Hand den Feind vernichteten. Wenn dagegen ein regelmäßiges Heer, mochte es an Zahl noch so gering sein, auf dem Schauplatz erschien und als Stütze und Zuflucht diente, dann konnte man darauf rechnen, daß die gereizte Bevölkerung sich erhob, so gut wie die Bauern auf dem Westerwalde, die sich im Jahre 1796 mit Sense und Dreschflügel auf das französische Raubgesindel stürzten und niedermähten und niederdraschten, was der Erzherzog Karl vor

sich hertrieb. Daß der westfälische Königsthron auf schwachen Füßen stand, zeigte sich vier Jahre später, als der immer lustige König Hieronymus vor Tschernitscheffs 2000 Kosaken die Flucht ergriff. In Braunschweig sehnte alles die Rückkehr des tapfern Herzogs herbei, der in Böhmen seine schwarze Schar zum todesmutigen Angriff sammelte. War einmal im nordwestlichen Deutschland der Aufstand losgebrochen, dann konnte man hoffen, daß auch der zaudernde König von Preußen sich zum Befreiungskampfe werde fortreißen lassen. Dann waren Napoleons Heere beim Angriff auf Österreich in der linken Flanke bedroht, gerade wie in der rechten durch die Erhebung der wackern Tiroler.

Anfangs schien es auch, als ob die englische Regierung dem Vorschlage nicht abgeneigt wäre; eine große Flotte wurde zusammengezogen, ein starkes Landungsheer in Bereitschaft gesetzt. Aber im letzten Augenblick erhielt die Unternehmung ein andres Ziel. Was kümmerten sich die Engländer um Deutschland, was hatten sie an Weser und Elbe zu suchen? Antwerpen, die blühende Handelsstadt, mit ihrem unvergleichlichen Hafen in englischen Besitz zu bringen, festen Fuß zu fassen auf dem Festlande, wie einst in Calais, in Dünkirchen, das lohnte sich der Mühe, das war die Aufgabe, die Heer und Flotte erhielten. So unterblieb die Landung in Norddeutschland; statt einer allgemeinen Erhebung erfolgten nur vereinzelte Ausbrüche, unter Schill, unter Dörnberg, unter dem Herzog von Braunschweig, und der vielversprechende Kriegsplan war vereitelt.

Ein andres Beispiel aus dem Kriege des Jahres 1813. Durch die Völkerschlacht bei Leipzig war Deutschland bis zum Rhein von den Franzosen gesäubert, und man stand jetzt vor der Frage: Soll man einen neuen Feldzug beginnen und in Frankreich eindringen? Wie lange dauerte es damals, bis die verbündeten Mächte, Rußland, Preußen, Österreich, sich über den Entschluß des Einmarsches verständigten! Und als das Ob entschieden war, da begann der Streit über das Wie. Blücher und Gneisenau wollten in raschem Schritt auf Paris losgehen und so den Krieg zum schnellen Ende bringen. Den Österreichern war dieser Gedanke zu kühn, der Plan wurde verworfen, Napoleon behielt Zeit, ein neues Heer aufzustellen und einzuüben, und der Krieg zog sich noch monatelang hinaus.

Wir sehen: schon vor dem Beginn des Feldzuges, schon bei der Aufstellung des Kriegsplanes zeigt sich die Schwierigkeit der Aufgabe, zwei oder drei Köpfe unter einen Hut zu bringen. Aber diese Erfahrung kann sich bei jeder bedeutenden Wendung des Krieges, bei jedem entscheidenden Schritte wiederholen.

Am schlimmsten steht die Sache natürlich dann, wenn sich der eine der Verbündeten nur widerwillig am Kriege beteiligt, wie Kaiser Leopold I. im Jahre 1673 an dem Kampfe gegen Ludwig XIV. Damals hatte Holland in seiner höchsten Not einen Bundesgenossen gefunden an dem Kurfürsten Friedrich

Wilhelm von Brandenburg; sein wohlgeübtes, kampfesmutiges Heer stand am untern Rhein, begierig, sich mit den Franzosen zu messen. An Zahl war es freilich den Gegnern lange nicht gewachsen. Darum galt es für einen großen Erfolg der brandenburgischen Staatskunst, als sich der Kaiser bestimmen ließ, zum Schutze der deutschen Reichsgrenze seine Truppen mit denen des Kurfürsten zu vereinigen. Aber die scheinbare Verstärkung erwies sich thatsächlich als eine Schwächung. Leopold hatte seine Gründe, einen unheilbaren Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Sein Feldherr Montecuccoli erhielt die Weisung, sich auf keinen Kampf einzulassen, und der Kurfürst mochte mit dem Prinzen von Dranien, dem Kriegsherrn der Niederlande, verabreden, was er wollte, er konnte nicht von der Stelle.

Ein noch treffenderes Beispiel gewährt das Verhalten des schwedischen Kronprinzen Karl Johann, des ehemaligen französischen Marschalls Bernadotte, im Befreiungskriege des Jahres 1813. Die Schweden hatten ihn zu ihrem Thronfolger, zum künftigen Erben ihres kinderlosen Königs Karl gewählt, und in dieser Eigenschaft machte er den Kampf gegen Napoleon mit. Aber seinem Ehrgeiz und seiner Einbildungskraft war die schwedische Königskrone zu gering; seit Napoleons Stern im Erblichen war, trug er sich mit der Hoffnung, an dessen Statt Kaiser der Franzosen zu werden. Kein Wunder, daß er sich bemühte, nicht nur seine jetzigen Landsleute, die Schweden, die er gegen Napoleon führte, sondern auch seine frühern Mitbürger und, wie er hoffte, künftigen Unterthanen, die Franzosen, die er bekämpfte, so sehr als möglich zu schonen. Für seine Verbündeten war diese Zwitterstellung umso verhängnisvoller, als sie ihm die Führung der Nordarmee übertragen und bedeutende preußische und russische Heeresteile unter seinen Oberbefehl gestellt hatten. Die preußischen Führer, besonders Bülow, mußten um jeden Schritt vorwärts mit ihm kämpfen. Gleich anfangs wollte er ohne jeden zwingenden Grund Berlin preisgeben. Was ist Berlin? — hörte man ihn sagen —, eine Stadt. Und doch mußte er wissen, daß diese Stadt der Mittelpunkt der norddeutschen Freiheitsbewegung war, daß ihr Verlust an die rachedurstigen Franzosen für die öffentliche Meinung so viel bedeutet hätte wie eine Niederlage im offenen Felde. Nur Bülows entschiedner Widerspruch wandte dieses Unglück ab; nur Bülows eigenmächtige Entschlossenheit führte die Schlacht bei Großbeeren herbei, zu der der Oberfeldherr erst nachträglich seine mißmutige Zustimmung gab. Die Schlacht wurde glänzend gewonnen; es war der erste größere Sieg der Verbündeten und deshalb von unberechenbarer Wirkung auf die öffentliche Meinung beider Teile, umsomehr, da Napoleon, des Erfolges gewiß, die Nachricht von dem Einzuge der Franzosen in Berlin, der nun glücklich vereitelt war, durch seine amtliche Zeitung im voraus der Welt hatte verkündigen lassen.

Wäre Bülow selbständig gewesen, so hätte er den Sieg aufs kräftigste ausgenutzt, bis zur Vernichtung des Feindes. Aber dazu war Bernadotte bei

allem Drängen und Mahnen nicht zu bewegen; er ließ dem Feinde Zeit, neue Kräfte zu sammeln, und eine zweite Schlacht, bei Dennewitz, war nötig, um nachzuholen, was durch des Feldherrn Schuld versäumt worden war. Auch hier wieder thaten die Preußen alles, die Schweden so gut wie nichts. Bernadotte selbst griff überhaupt nicht in den Kampf ein, sondern blieb in nächster Nähe unthätig stehen; und wenn der preußische General Borstell eben noch rechtzeitig auf dem Schlachtfeld erschien, um die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandeln zu helfen, so geschah dies in offenem Ungehorsam gegen Bernadottes ausdrückliche Weisung.

Auch jetzt, nach diesen widerwillig erfochtenen Siegen, blieb der Führer der Nordarmee seiner bisherigen Haltung getreu. Zwingen mußte ihn Blücher zum Übergang über die Elbe, zwingen mußte ihn der englische Gesandte zur Teilnahme an der Schlacht bei Leipzig. Und als er nicht mehr ausweichen konnte, da zögerte er wenigstens solange, daß er ein paar Stunden später, als verabredet war, auf dem Kampfplatz eintraf. Dafür hatte er die Genugthuung, daß neben 16000 Preußen nur 100 Schweden unter den Toten gezählt wurden.

In diesen Fällen war es der böse Wille eines Verbündeten, der den andern hemmte und betrog. Aber auch ohne das hat oft genug schon die Schläffheit, der Kleinmut, der Eigenwille des einen genügt, zu vereiteln, was dem Feindreich der andern erreichbar schien.

Welchen Kampf hatte Blücher als Führer des schlesischen Heeres mit den Leitern der Hauptarmee auszufechten, bis es endlich zum gemeinsamen Angriff bei Leipzig kam! Wie unverantwortlich wurden die Erfolge der Leipziger Schlacht verkümmert, weil Blüchers und Kaiser Alexanders Vorschlag, sofort mit allem Nachdruck die Verfolgung aufzunehmen, von den Österreichern verworfen wurde! Und wie ging es nach der Schlacht bei La Rothiere im Februar 1814? Die Verbündeten hatten zwei Heere gebildet, das eine sollte Blücher, das andre weiter südlich Schwarzenberg auf Paris losführen. Im Vertrauen darauf, daß seine linke Flanke von Schwarzenberg gedeckt sei, drang Blücher unaufhaltsam vorwärts. Aber Schwarzenberg hielt zurück; in sechs Tagen machte er sechs Meilen und gönnte dann seinem Heere zum Lohne für diese Kraftleistung eine dreitägige Rast. So wurde Blüchers linke Flanke entblößt, Napoleon fiel unversehens über ihn her und brachte seinen vereinzeltten Heeres teilen in fünf Tagen fünf empfindliche Niederlagen bei.

Berzegen wir uns aus den Winterstürmen der Champagne in die glühenden Ebenen der Lombardei; erinnern wir uns, wie im Jahre 1799 der greise Held Suwaroff in beispiellosem Siegeslaufe die Franzosen zu Paaren trieb. Schon war die zisalpinische Republik, Bonapartes Gründung, zusammengestürzt; zitternd erwartete Frankreich selbst den anstürmenden Feind. Da hält dieser plötzlich inne. Warum? Der Russe Suwaroff konnte sich mit dem Wiener

Hofe nicht vertragen, und dieses Zerwürfniß durchschnitt den Lebensnerv des Bundeskrieges.

So im zweiten Koalitionskriege; aber auch im ersten verdankte Frankreich seine Rettung lediglich der Uneinigkeit der Verbündeten, nicht der eignen Kraft, am wenigsten dem Zaubertrank der Freiheit, wie man wohl gefabelt hat. Nein, die Revolution hatte auf die französischen Heere gerade die Wirkung ausgeübt, die man vernünftigerweise erwarten konnte: jede Ordnung war gelöst, jede Mannszucht vernichtet; das Recht der Empörung, das die Menschenrechte dem Staatsbürger zugestanden, war auch auf den Soldaten und sein Verhältnis zum Offizier übertragen. Dazu waren die Festungen nicht versorgt, die Heere schlecht bewaffnet, schlecht gepflegt, schlecht geführt; einem entschlossenen Angriffe war Frankreich im Jahre 1793 wehrlos preisgegeben. Aber dieser entschlossene Angriff blieb aus, denn der Republik stand nicht ein einzelner Gegner, sondern eine Koalition gegenüber. Osterreich, Preußen, England, Holland beobachteten sich gegenseitig mit Argwohn und Mißgunst; jeder wollte für sich soviel als möglich davontragen, den Verbündeten nicht zu mächtig werden lassen. Der Kaiser hatte die Absicht, die Grenze seiner belgischen Lande nach Südwesten hinauszurücken und die habsburgische Herrschaft im Elsaß zu erneuern; England wollte Dünkirchen erobern; Holland wußte noch nicht genau, was es wählen sollte, jedenfalls wollte es nicht leer ausgehen. Dazu kam der vergiftende Hader zwischen Osterreich und Preußen wegen der polnischen Frage. So wurden die Kräfte zerplittert, die Zeit vergeudet, bis die Schreckensherrschaft des Wohlfahrtsausschusses Hunderttausende durch Todesdrohungen an die entblößte Grenze trieb und zuletzt der Mann des Schicksals, Napoleon Bonaparte, die Führung des italienischen Heeres übernahm.

Ich übergehe den spanischen Erbfolgekrieg und die ärgerlichen Streitigkeiten der Osterreichler und Engländer über das Maß der Aufwendungen, die jede der beiden Mächte für den Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel machen sollte; ich lasse auch den österreichischen Erbfolgekrieg beiseite, obwohl sich zeigen ließe, wie viel zu den großen Erfolgen der Franzosen in den Niederlanden der Umstand beigetragen hat, daß die verbündeten Engländer, Holländer und Osterreichler sich über die Wahl eines Oberfeldherrn nicht einigen konnten.

Aber der siebenjährige Krieg darf nicht unbesprochen bleiben, denn er zeigt ganz besonders deutlich die verhängnisvollen Eigentümlichkeiten des Koalitionskrieges. Hätte man nicht erwarten sollen, daß dem gemeinsamen Ansturm der europäischen Mächte das kleine Preußen rettungslos erliegen würde, denn nicht nur Schweden und Sachsen, nicht nur Rußland und das heilige römische Reich hatte die Kaiserin Maria Theresia gegen ihren Todfeind Friedrich ins Feld geführt, sondern die beiden Mächte, deren feindlicher Gegensatz die letzten Jahrhunderte hindurch der europäischen Geschichte ihr Gepräge verliehen hatte,

Frankreich und Österreich, hatten sich geeinigt zum gemeinsamen Angriffe gegen den verwegenen Fürsten, der sich vermaß, einen eignen Willen zu haben, der sich von niemand dienstbar machen ließ. Was hat denn nun in diesem ungleichen Kampfe Preußen gerettet? Gewiß war es in erster Linie die unvergleichliche Feldherrngabe des großen Friedrich; gewiß hat die Tüchtigkeit des preußischen, die Niederlichkeit des französischen Heeres, gewiß die Erfindung des alten Dessauers, der eiserne Ladestock, gewiß Dauns übertriebene Bedächtigkeit und die Unfähigkeit des Herzogs von Lothringen das ihrige dazu beigetragen. Aber durch das alles konnte doch das Mißverhältnis der Kräfte nicht aufgewogen werden. Bei Kunersdorf wurde Friedrich mit seinen 50 000 Preußen von 80 000 Russen und Österreichern besiegt; sein Heer war vernichtet, der Weg nach Berlin stand den Feinden offen; der König selbst schrieb an seinen Vertrauten, den Grafen Finkenstein: Ich halte alles für verloren, ich werde den Untergang des Vaterlandes nicht überleben. Aber im entscheidenden Augenblicke brach zwischen den Verbündeten ein Zerwürfniß aus. Die Russen meinten, sie hätten nun genug geleistet, jetzt möchten auch die Österreicher zeigen, was sie könnten. Es kam zu keiner Verständigung; das russische Heer ging nach der Weichsel zurück, und der preußische Staat war gerettet.

Zwei Jahre später lagen zwei verbündete Heere, ein österreichisches und ein russisches, neben einander in Schlesien; ihnen gegenüber Friedrich, der nicht halb so viel Soldaten zur Verfügung hatte wie seine beiden Gegner zusammen. Aber auch diesmal verhinderte die Eifersucht der beiden Heerführer einen gemeinsamen Angriff; wiederum zogen sich nach wochenlanger Unthätigkeit die Russen nach dem Osten zurück, und Laudon hatte umsonst auf einen vernichtenden Schlag gehofft.

(Schluß folgt)



Tendenzromane



it diesem Schlagworte wollen wir keineswegs ein ungünstiges Vorurteil gegen die beiden Werke erwecken, von denen wir hier sprechen wollen, obwohl wir wissen, daß das Wort einen übeln Beigeschmack hat. Wir stellen uns nicht auf den Standpunkt einer abstrakt formalistischen Ästhetik, die die Kunst nur der Kunst wegen geübt wissen will, die ausschließlich nur die Form eines Werkes in Betracht zieht. Auch folgen wir nicht der von den Naturalisten verzerrten